Gegenwart/Literatur

Band 5: Alltag! Zur Literaturgeschichte eines Theoriereservoirs

Gegenwart / Literatur
Geschichte, Theorie und Praxeologie eines Verhältnisses
Band 5

GEGENWART
/
LITERATUR

Vanessa Briese, Christopher Busch, Alexander Kling,
Tímea Mészáros (Hrsg.)

Alltag!

Zur Literaturgeschichte eines Theoriereservoirs

Wehrhahn Verlag

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Philosophischen Fakultät
der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn und der
Deutschen Forschungsgemeinschaft / Graduiertenkolleg 2291

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im
Internet über https://portal.dnb.de abrufbar.

1. Auflage 2023
Wehrhahn Verlag
www.wehrhahn-verlag.de
Layout: Wehrhahn Verlag
Umschlaggestaltung: Frauke Schneider, Köln
Frontcover: Gabrielle Ribeiro, Unsplash
(URL: https://unsplash.com/photos/EDztlsQAEIY)

Druck und Bindung: Mazowieckie Centrum Poligrafii, Warschau

Alle Rechte vorbehalten
Printed in Europe
© by Wehrhahn Verlag, Hannover
ISBN 978–3–86525–989–9

Inhaltsverzeichnis

Vanessa Briese, Christopher Busch, Alexander Kling und Tímea Mészáros

Einleitung 7

Christopher Busch

Hut ab. Zur *longue durée* moralistischen Schreibens (Knigge, Adorno, Wondergirl) 37

Timothy Attanucci

Überfluss und Überdruss. Melancholie und Ökonomie des Alltags in Ludwig Tiecks *Des Lebens Überfluß* (1838) 53

Alexander Kling

Schillers *Glocke*, Röllers *Kaffee*. Zur komischen Nachahmung des Alltäglichen im 19. Jahrhundert 73

Lena Marie Brinkmann

»Nun kam die anmutige Gestalt geschritten, im Werkeltagsgewande«. Moral und Moratorien in Gottfried Kellers Alltagsdarstellungen 101

Livia Kleinwächter, Nicolas Pethes

Männer ohne Eigenschaften. Zur Erzählform des Alltäglichen im Büroroman des langen 20. Jahrhunderts 125

Mari Jarris

Utopie des Alltags. Formen der Zukunft in den Schriften Lu Märtens 149

Regine Strätling

Interferenzen von Alltagssoziologie, Performance und Literatur um 1960. Lefebvre, Debord, Perec 175

Christine Weder

»Wo hast du die Eier her?« Alltagsfragen und die Kunst des Fragebogens (Kurt Tucholsky, Lydia Davies, Max Frisch, Hildegard Knef, Fischli/Weiss) 205

Tímea Mészáros

Portals and Pebbles. Fictional Media and the Everyday Digital in the Contemporary Novel 217

Vanessa Briese

Überall zu Hause. Alltagskonstruktionen in Reiseblogs 233

Annekathrin Kohout

»Auch ein Feiertag ist ein Alltag«. Ästhetisierung von Alltagserfahrungen auf Instagram 257

Beiträger*innen 271

Vanessa Briese, Christopher Busch,
Alexander Kling, Tímea Mészáros

Einleitung

I. Noch einmal: Alltag

Wer mit nostalgischer Energie die aktuelle Auflage des *Brockhaus* aufschlägt, der kann im ersten Band des Konversationslexikons einen relativ neuen Eintrag lesen. Das Lemma »Alltag« informiert jene, die das wollen, mit folgenden Worten:

> Alltag, *allgemein*: tägliches Einerlei, gleichförmiger Ablauf im (Arbeits-)Leben einzelner Menschen, kleiner und größerer Gruppen sowie von Gesellschaften; in der Kultur- und Sozialwissenschaft die Erfahrungs- und Wahrnehmungsform dessen, was in der Vorstellung von Menschen tagtäglich immer wieder stattfindet und somit Ausdruck von Normalität und Routine ist.[1]

Hier bleibt keine Frage offen. Oder doch? Immerhin kann die Lemmatisierung des Begriffs im Kontext eines Konversationslexikons die Aufmerksamkeit gerade auf das Phänomen der Normalisierung von ›Normalität‹ und ›Routine‹ lenken. Denn das Lemma ›Alltag‹ steht pars pro toto für das, was ein Konversationslexikon ist: ein Relais für das Wissen um den alltäglichen Verkehr zwischen Menschen. Daran ändert auch der Medienwechsel wenig. Ob Brockhaus oder Wikipedia – Alltag, Normalität und Routine bezeichnen stets immer auch den Rahmen dessen, was wir alltäglich tun, sei das nun die nostalgische Lektüre des Konversationslexikons oder der routinierte Blick in die Online-Enzyklopädie.
Es mag also prinzipiell lohnen, der Frage auf den Grund zu gehen, wie sich Vorstellungen von Routine und Normalität in der westlichen Kultur so ausgebildet und stabilisiert haben, dass sie lemmatisierbar wurden. Das Interesse an diesen Fragen hat seit dem 20. Jahrhundert kontinuierlich zugenommen. Als erstes Indiz

1 Art. »Alltag (allgemein)«, in Brockhaus online, URL: http://brockhaus.de/ecs/enzy/article/alltag-allgemein [27.09.2022]. Das Lemma ›Alltag‹ fand Eingang in den *Brockhaus* zuerst in der 17. Auflage und zwar ins Bildwörterbuch (Art. »Alltag«, in: Brockhaus Enzyklopädie in zwanzig Bänden. 17., völlig neu bearb. Aufl. des Großen Brockhaus. Bildwörterbuch der deutschen Sprache, Wiesbaden 1976, Bd. 24, 28). Die erste Aufnahme in die reguläre Enzyklopädie erfolgte in der 19. Auflage (Art. »Alltag«, in: Brockhaus Enzyklopädie in vierundzwanzig Bänden. 19., völlig neu bearb. Aufl., Wiesbaden 1986, Bd. 1: A–APT, 396).

hierfür mögen eine Reihe von kulturwissenschaftlichen Einführungen aus dem angloamerikanischen Raum dienen, die um die Jahrtausendwende das Wissen um Theoretisierungen und Ästhetisierungen des Alltags seit den ersten Dekaden des 20. Jahrhunderts aufgearbeitet haben und dergestalt jene »Erfahrungs- und Wahrnehmungsform«, die dann wiederum Eingang in den *Brockhaus* finden konnte, näher spezifizieren.[2] Der Alltag wird hier in Anlehnung an die philosophischen und soziologischen Arbeiten von Georg Lukács, Martin Heidegger, Alfred Schütz, Henri Lefebvre, Agnes Heller, Norbert Elias und Michel de Certeau als ein »vielfach zentriertes Feld«[3] bestimmt. Die semantischen Zentren bilden: gewohnheitsmäßige Handlungen (Habitus), deren Verortung (Heim, Haus) und beständige Wiederholung (Repetition).[4] Dabei unterliegt dieses Feld in der Moderne gegensätzlichen theoretischen Valorisierungen, wird es doch einerseits als intellektueller Widerpart gegen den metaphysischen Bombast der abendländischen Tradition begriffen und andererseits zur Zielscheibe einer vitalistischen und materialistischen Kritik, die den Alltag stets als verbesserungsbedürftig konzipiert. Beide Perspektiven erlangen im 19. und 20. Jahrhundert theoretische und ästhetische Dignität und leisten der Normalisierung des Normalen und seiner Lemmatisierung Vorschub.

Als einschlägige Dokumentation der entsprechenden Diskussionen fungiert im deutschsprachigen Raum Peter Jehles Artikel »Alltäglich/Alltag«, der im Jahr 2000 im ersten Band der *Ästhetischen Grundbegriffe* publiziert wurde. Die Strategie der Systematisierung des Begriffs besteht hier darin, einen Gegenbegriff zu bilden (»Sonntag«), um sich dann im nächsten Schritt den Bedeutungsfeldern der Räumlichkeit (»Alltag als Ort ästhetischer Gestaltungen«) und des Sujets (»Alltag als Gegenstand ästhetischer Gestaltungen«) zuzuwenden, die die doppelte Stoßrichtung der Kritik gegen die idealistische Tradition und schließlich auch den Topos der beständigen Reform, wenn nicht Revolution des Alltags, erneut aufrufen.[5] Man könnte die Explikationsbemühungen Jehles und anderer nun

2 Vgl. Rita Felski: The Invention of Everyday Life, in: dies.: Doing Time. Feminist Theory and Postmodern Culture, New York 2000, 77–98; Michael E. Gardiner: Critiques of Everyday Life. An Introduction, London/New York 2000; Ben Highmore: Everday Life and Cultural Theory. An Introduction, London/New York 2002; Michael Sheringham: Everyday Life: Theories and Practices from Surrealism to the Present, New York 2006.

3 So bereits Bernhard Waldenfels: Im Labyrinth des Alltags [1978], in: ders.: In den Netzen der Lebenswelt, 4. Aufl., Berlin 2016, 153–178, hier: 153. Vgl. auch Peter Probst: Alltäglichkeit. In: Joachim Ritter u.a. (Hrsg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie. Onlineversion, DOI 10.24894/HWPh.106.

4 Vgl. Felski (Anm. 2), 81–93.

5 Peter Jehle: Art. »Alltäglich/Alltag«, in: Karlheinz Barck u.a. (Hrsg.): Ästhetische Grundbegriffe. Historisches Wörterbuch in sieben Bänden, Stuttgart/Weimar 2000–2005, Bd. 1, 104–133.

wiederum so interpretieren, dass sie vorführen, wie der Begriff selber als Argument in der Auseinandersetzung um eine adäquate Repräsentation von Stilen, Schreibweisen, philosophischen und ästhetischen Konzepten eingesetzt wird. Der Begriff ›Alltag‹ sichert demnach die Produktion theoretischer Positionierungen in zentralen Debatten der Moderne: Das ist es, was im Folgenden unter dem Schlagwort ›Theoriereservoir‹ in den Blick geraten soll. Methodisch folgen wir damit einem Hinweis der begriffsgeschichtlichen Forschung, wie Reinhart Koselleck ihn gelegentlich in einer einschlägigen Formulierung vor Augen gestellt hat: »Ein Begriff ist nicht nur Indikator der von ihm erfaßten Zusammenhänge, er ist auch deren Faktor.«[6] Demzufolge kann jeder »Akt der Verbegrifflichung« immer auch »als Intervention«[7] gedeutet werden, sofern man dessen agentielles Potenzial in jeweiligen Debattengefügen ernst nimmt.

Durch die vorgeschlagene Perspektivierung, so die Hoffnung, lässt sich die Debatte über die Valenz des Themas ihrerseits noch einmal grundsätzlicher führen. Zwar hat eine verdienstvolle literaturwissenschaftliche Forschung in den letzten Jahren erneut Tuchfühlung mit dem Alltag als Motiv literarischer Texte aufgenommen,[8] nachdem das Sujet in den 1970er Jahren eine erste Prominenz erlangt und das Interesse auch begriffsgeschichtliche Forschungen ange-

6 Reinhart Koselleck: Begriffsgeschichte und Sozialgeschichte, in: ders.: Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten, Frankfurt a.M. 1979, 107–128, hier: 120.

7 Ralf Konersmann: Wörter und Sachen. Zur Deutungsarbeit der historischen Semantik, in: Ernst Müller (Hrsg.): Begriffsgeschichte im Umbruch? Hamburg 2004, 21–32, hier: 27.

8 Vgl. früh, durchaus mit Blick auf Weltliteratur und dabei gänzlich ohne Rekurs auf die einschlägigen Forschungen Erich Auerbachs, Jochen Hörisch: Die alltägliche Wiederkehr des Einhorns in der *Unendlichen Geschichte*, in: Albrecht Schöne (Hrsg.): Kontroversen, alte und neue. Akten des VII. Internationalen Germanisten-Kongresses Göttingen 1985, Tübingen 1986, Bd. 10: Vier deutsche Literaturen, Literatur seit 1945 – nur die alten Modelle, Medium Film – das Ende der Literatur?, hrsg. von Karl Pestalozzi, Alexander von Bormann, Thomas Koebner, 234–240. Vgl. aus komparatistischer Perspektive die Studie von Christiane Solte-Gresser: Spielräume des Alltags. Literarische Gestaltung von Alltäglichkeit in deutscher, französischer und italienischer Erzählprosa (1929–1949), Würzburg 2010, deren Befund einer mangelnden Reflexionswürdigkeit des Konzepts vor 1900 (vgl. ebd., 18) im Folgenden zu relativieren wäre; vgl. auch Paul Fleming: Exemplarity and Mediocrity: The Art of the Average from Bourgeois Tragedy to Realism, Stanford, Cal. 2009; Michael Sayeau: Against the Event. The Everyday and the Evolution of Modernist Narrative, New York 2013 u. Rachel Bowlby: Everyday Stories, New York 2016; vgl. ferner die Beiträge in Anthonya Visser, Heinz-Peter Preußer (Hrsg.): Alltag als Genre. Heidelberg 2009 u. Thorsten Carstensen, Mattias Pirholt (Hrsg.): Das Abenteuer des Gewöhnlichen. Alltag in der deutschsprachigen Literatur der Moderne, Berlin 2018, sowie die Beiträge in schliff. Literaturzeitschrift. Nr. 6: Alltag, hrsg. von Kathrin Schuchmann, Christopher Quadt, München 2017.

stoßen hatte.[9] Zu stärken wäre demgegenüber noch die skizzierte Perspektive einer »historische[n] Sprachhandlungsforschung«;[10] sie würde fragen, inwiefern der Begriff, seine Derivate und die ihn charakterisierenden Topoi zum Einsatz kommen, um in unterschiedlichen diskursiven Konstellationen der Moderne argumentative Tragfähigkeit, wenn nicht poetische und bisweilen auch polemische Energie zu entfalten. Es ist dieser Prozess, so unsere Vermutung, der der Lemmatisierung des Begriffs vorausliegt. Und es sind die Bedingungen einer literaturwissenschaftlich informierten Sprachhandlungsforschung, die wir in der vorliegenden Einleitung in Bezug auf den Alltags-Begriff reflektieren wollen.

Im Folgenden werden wir daher in literaturgeschichtlicher Perspektive sukzessive drei Bedeutungsdimensionen des Begriffs freilegen; nämlich eine *zeitliche*, eine *soziale* und eine *epistemische* Dimension. Auf der Grundlage dieser Unterscheidung fragen wir nach den Voraussetzungen dafür, dass der Begriff selbst verzeitlicht, also Gegenstand historischer Forschung werden kann und werden konnte. Die dazu notwendigen Justierungen im Aufmerksamkeitsregime des späten 18. Jahrhunderts verknüpfen die Konzeptualisierungen des Alltags mit der Entdeckung der Gegenwart als eines legitimen Beobachtungsobjekts theoretischer Neugierde. Damit wiederum verknüpft sich zwanglos die Frage, welche neuen Schreibweisen und Genres sich mit der Hinwendung zum Alltag herausbilden bzw. wie bestehende Gattungen modifiziert werden. Der Alltag ist nicht nur ein Gegenstand, mit dem man sich beschäftigen oder nicht beschäftigen kann; die entsprechende Beschäftigung treibt zugleich die Formaspekte des Beobachtens und Aufzeichnens hervor.

9 Zu denken wäre an den zeitweiligen Erfolg der Alltagsgeschichte, die sich zwar erst in den 1980er Jahren konsolidiert, aber einen wichtigen Vorläufer im undogmatischen Marxismus der 1970er Jahre findet. Vgl. Alf Lüdtke (Hrsg.): Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen, Frankfurt a.M./New York 1989. Dass die ersten nennenswerten deutschsprachigen und in vielerlei Hinsicht nicht überholten, begriffsgeschichtlichen Beiträge 1975 im *Kursbuch* publiziert werden, deutet darauf hin, dass das Konzept zeitgenössisch noch stark als ›Faktor‹ im Sinne Kosellecks wahrgenommen wird, vgl. Karl Markus Michel: Unser Alltag: Nachruf zu Lebzeiten, in: Kursbuch 41: Alltag, 1–40; Klaus Laermann: Alltags-Zeit. Bemerkungen über die unauffälligste Form sozialen Zwangs, in: ebd., 87–105.

10 Carsten Dutt: Begriffsgeschichte als Aufgabe der Literaturwissenschaft, in: Christoph Strosetzki (Hrsg.): Literaturwissenschaft als Begriffsgeschichte, Hamburg 2010, 97–109, hier: 100.

II. Rudimente der Begriffsgeschichte im 17. und 18. Jahrhundert

Dass es sich beim Begriff des Alltags und seiner Derivate um eine Trope für Repetition und Routine handelt, ist bereits eine Entdeckung des 18. Jahrhunderts und wird hier – dieser Befund richtet sich gegen den bislang in der Forschung etablierten Konsens – schon vor 1750 vorbereitet. Der Begriff findet nämlich seinen ersten Niederschlag in der Erbauungsliteratur, in Titeln wie den *Catechismus=Fragen/ Über den kleinen Catechismum D. Martini Lutheri/ Hier und da getheilet und kürtzer gefasset/ Auch/ Mit einigen Neuen wie auch den Beweiß/ aus denen Sprüchen H. Schrift/ Deutlicher machenden Fragen/ vermehret/ Samt beygefügten/ Einfältigen Fragen D. Lutheri/ Und/ Alltäg= auch allstündlichen Seuftzern*, einem im 17. Jahrhundert häufig aufgelegten Unterrichtswerk des Theologen Justus Gesenius, das aber erst in der posthumen Auflage von 1721 den Zusatz der *Alltäg= auch allstündlichen Seuftzer* erhält. Nimmt man sich diese Schrift nun näher vor, so begegnen einem unter dem Kolumnentitel *Alltägliche und Allstündige vor Gott zu bringende Seuftzer* eine Reihe von metrisierten Gebeten. Sie koppeln sich einerseits an die Tageszeiten und andererseits an die Verrichtungen des, wie es zeitgenössisch schon heißt, ›Werck-Tages‹: *Bey anbrechenden Morgen*, *Wenn man aufstehet*, *Wenn man sich kleidet*, *Wenn man sich kämmet*, *Vor dem Gebet*, *Bey vorzunehmenden Beruffs=Geschäften.* Es schließt sich sodann eine Gruppe von sieben Texten an, die unter der Überschrift *Auf alle Tage* rubriziert werden; gemeint sind die Wochentage. Schließlich dichtet Gesenius eine Reihe von Versen *Auf alle Stunden* von eins bis zwölf und ergänzt sie um Gebete des Titels *So oft die Glocke schlägt*, *Wenn die Bet=Glocke schlägt*, *Wenn es auf die Nacht gehet*, *Bey der Auskleidung* und schließlich *Wenn man sich ins Bette legt*.[11]

Die dem Lutherischen Katechismus beigegebene Gedichtsammlung verdeutlicht auf diese Weise erstens, dass sich in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts das Adjektiv ›alltäglich‹ quantifizierend auf die biblische Sieben-Tage-Woche bezieht. Repetition und Routine werden hier also im Kontext des christlichen Regimes gedacht, das in Alteuropa die Zeit monopolisiert und zyklisch imprägniert hat. Die Zeitdimension der zwei mal zwölf Stunden des

11 Vgl. D. Justi Gesenii Catechismus=Fragen/ Über den kleinen Catechismum D. Martini Lutheri/ Hier und da getheilet und kürtzer gefasset/ Auch/ Mit einigen Neuen wie auch den Beweiß/ aus denen Sprüchen H. Schrift/ Deutlicher machenden Fragen/ vermehret/ Samt beygefügten/ Einfältigen Fragen D. Lutheri/ Und/ Alltäg= auch allstündlichen Seuftzern, Braunschweig 1721, 168–174. Exemplar der HAB Wolfenbüttel, URL: https://www.deutsche-digitale-bibliothek.de/item/GF4L4K5WF6VKCYW7KSYJ3VJYSND2T3VR [09.04.2021].

Kalendertages wird zweitens ergänzt von qualifizierenden Beschreibungen, die den, wie es zeitgenössisch heißt, bürgerlichen Tag (*dies civis*: von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang) ihrerseits rhythmisieren. Den täglichen Verrichtungen der Hygiene und des Berufs entsprechen eigene versifizierte Gebete. Neben die Zeit- tritt damit eine Sozialdimension in den Vorhof des Alltagsbegriffs, welche, wie sich zeigt, disziplinierenden, von christlicher Anthropologie geprägten Soziallehren entspricht, wie sie etwa bei Christian Thomasius und auch noch in den Moralischen Wochenschriften der Jahrhundertmitte zu finden sind. Das Thomasische Ideal einer das soziale Leben stabilisierenden Affektregulation, die »Ruhe des Gemüths« durch eine von göttlicher Gnade abstammende »vernünfftige Liebe« erreicht sehen will,[12] verknüpft sich mit Gesenius' Versen, wenn dieser, etwa unter der Überschrift *Am Mittwochen*, dichtet:

> Ich bin nun wieder auf die Mitt der Wochen kommen/
> Ach hätt ich doch allzeit die Mittel=Straß genommen;
> JEsu/ vermittle du/ was ich hierinn versehn/
> Und laß mich nun forthin die Mittel=Strasse gehn.[13]

Drittens macht die Gedichtsammlung dergestalt darauf aufmerksam, dass dem Wochen-, Tage- und Stundenrhythmus unverkennbar ein metrisches Regime korrespondiert, welches sich an den Geboten der Alternanz, der Zäsurierung und der Reimsymmetrie orientiert, wie sie prominent von Martin Opitz für die deutsche Dichtung eingefordert und durchgesetzt wurde: Gesenius dichtet, mehr oder weniger geschickt, durchgehend in Alexandrinern. Mit zeitlicher Rhythmisierung und sozialer Regulation verknüpft sich auf diese Weise literarische Form, die sich aber nicht nationaler Kulturpolitik verpflichtet sieht, sondern religiöser Didaxe. Auch diese Dimension der ›Poeterey‹ hatte Opitz im zweiten Kapitel seiner Regelpoetik referiert, wenn er die Ursprünge der Dichtkunst als »verborgene Theologie« auf die Bedürfnisse des »gemeine[n] pöfel[s]« zurückführt, der »reime vnd fabeln« benötige, um zur »Gottesfurcht« zu gelangen.[14] Die

12 Christian Thomasens/ JCti, Chur=Brandenburgischen Raths und Professoris zu Halle/ Von Der Artzeney Wider die unvernünfftige Liebe und der zuvorher nöthigen Erkäntnüß Sein Selbst. Oder: Ausübung Der Sitten Lehre Nebst einem Beschluß/ Worinnen der Autor den vielfältigen Nutzen seiner Sitten=Lehre zeiget/ und von seinen Begriff der Christlichen Sitten=Lehre ein aufrichtiges Bekäntnüß thut, Halle 1696, 138, 1 (u.ö.). Exemplar der HAB Wolfenbüttel, URL: https://www.deutschestextarchiv.de/book/show/thomasius_ausuebungsittenlehre_1696 [27.09.2022].

13 Gesenius (Anm. 11), 170.

14 Martin Opitz: Buch von der Deutschen Poeterey (1624). Studienausgabe, hrsg. von Herbert Jaumann, Stuttgart 2002, 14. Zur Bedeutung des Pöbels als Adressat der Opitzschen Poetik vgl. Roman Widder: Pöbel, Poet und Publikum. Figuren arbeitender Armut in der Frühen Neuzeit, Konstanz 2020, 59–96.

ältesten Dichter als »Väter der Weißheit […] vnd aller gutten ordnung« hätten demnach »die bäwrischen vnd fast viehischen Menschen zue einem höfflichern vnd bessern leben angewiesen«:

> Dann indem sie so viel herrliche Sprüche erzehleten / vnd die worte in gewisse reimen vnd maß verbunden / so das sie weder zue weit außschritten / noch zue wenig in sich hatten / sondern wie eine gleiche Wage im reden hielten / vnd viel sachen vorbrachten / welche einen schein sonderlicher propheceiungen vnd geheimnisse von sich gaben / vermeineten die einfältigen leute / es mueste etwas göttliches in jhnen stecken / vnd liessen sich durch die anmutigkeit der schönen getichte zue aller tugend vnnd guttem wandel anführen.[15]

Residuen solcher ›schwarzen Pädagogik‹ der Literatur finden sich auch noch in der geoffenbarten Religion, wenn es, wie im Falle der Texte Gesenius' darum geht, den Kindern, der Jugend und den ›Einfältigen‹ Unterweisungen im christlichen Glauben zu erteilen.

Mit dem skizzierten Geflecht einer Kopplung von Zeitsemantik, sozialer Regulation und literarischer Normierung, welche die Formen der Repetition ihrerseits didaktisch funktionalisiert hat, ist semantisch jener Punkt erreicht, an dem das Lexem ›Alltag‹ und seine Derivate als Negativfolie fungieren können, vor der sich die weitere Begriffsentwicklung im 18. und 19. Jahrhundert zunächst ereignet. Nimmt man sich die Wortbefunde vor, so kann auffallen, dass die kulturelle Semantik, wie sie sich in der zeitgenössischen Literatur spiegelt, die Derivate des Begriffs einer Pejorisierung unterzieht.[16] So kann bereits Gotthold Ephraim Lessing im Jahr 1767 eine frühe Komödie Johann Elias Schlegels mit der Bemerkung tadeln, sie enthalte »das kälteste, langweiligste Alltagsgewäsche«, das sich denken lasse.[17] Und es ist auch Lessing, der in seinem *Anti-Goeze* mit polemischer Energie jene »Alltagschristen« aufspießt, welche der lutherischen Orthodoxie des attackierten Hauptpastors zu folgen geneigt sind. Anders gefasst: Jene ›Einfältigen‹, aber potenziell Frommen, die Gesenius mit gutem, orthodoxen Willen im Opitzschen ›Pöbel‹ erkannt hatte, werden bei Lessing zu ›Regulars‹ degradiert; zu jenen also, die eben glauben, wie immer geglaubt wurde. Hier ist angelegt, was entbunden vom religiösen Bezug in Schillers *Wallenstein* (1800) dann des »Lebens flach alltägliche Gestalten« sind und

15 Ebd., 15. Vgl. auch Volkhard Wels: ›Verborgene Theologie‹, Enthusiasmus und Andacht bei Martin Opitz, in: Daphnis 36 (2007), 223–294.

16 Vgl. zum Folgenden die Befunde des *Deutschen Wörterbuchs* von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, Bd. 1, Sp., 239f., URL: https://woerterbuchnetz.de/?sigle=DWB#1 [27.09.2022].

17 Joseph Freiherr von Eichendorff: Zur Geschichte des Dramas, Leipzig 1854, 120. Bei den Grimms wird zitiert »langweiliges alltagsgewäsch«.

gänzlich depersonalisiert in Goethes *Wanderjahren* (1829) als »schroffe Wirklichkeit einer zerstreuten Alltäglichkeit« begegnet. Man hat es in diesen Texten mit den Absetzbewegungen einer Literatur zu tun, der, so scheint es, nichts unangenehmer wäre als in den Ruch des Alltäglichen zu geraten. Sie versteht sich dergestalt als sozialer Platzanweiser: »Der Schulmann, indem er Lateinisch zu schreiben und zu sprechen versucht, kommt sich höher und vornehmer vor, als er sich in seinem Alltagsleben dünken darf«, liest man ebenfalls in Goethes *Wanderjahren* (»Makariens Archiv«). Der Typus des ›Schulmanns‹ und seines selbstbetrügerischen Verhaltens ruft hier eine Sozialfigur auf, der man um 1800 vorhält, gar nicht anders zu können, als ›alltäglich‹, ›gewöhnlich‹ und ›förmlich‹ zu sein – die Rede ist vom Philister.[18] In einem seiner *Blüthenstaub*-Fragmente (1797/98) schreibt Novalis:

> Unser Alltagsleben besteht aus lauter erhaltenden, immer wiederkehrenden Verrichtungen. Dieser Zirkel von Gewohnheiten ist nur Mittel zu einem Hauptmittel, unserm irdischen Dasein überhaupt, das aus mannigfaltigen Arten zu existieren gemischt ist. Philister leben nur ein Alltagsleben. Das Hauptmittel scheint ihr einziger Zweck zu sein. Sie tun das alles, um des irdischen Lebens willen; wie es scheint und nach ihren eigenen Äußerungen scheinen muß. Poesie mischen sie nur zur Notdurft unter, weil sie nun einmal an eine gewisse Unterbrechung ihres täglichen Laufs gewöhnt sind. In der Regel erfolgt diese Unterbrechung alle sieben Tage, und könnte ein poetisches Septanfieber heißen. Sonntags ruht die Arbeit, sie leben ein bißchen besser als gewöhnlich und dieser Sonntagsrausch endigt sich mit einem etwas tiefern Schlafe als sonst; daher auch Montags alles noch einen raschern Gang hat. Ihre parties de plaisir müssen konventionell, gewöhnlich, modisch sein, aber auch ihr Vergnügen verarbeiten sie, wie alles, mühsam und förmlich.[19]

Als Trope für Routine und Repetition, wie sie der Gegenwarts-*Brockhaus* zitiert, erhält der Alltags-Begriff also um 1800 seine erste, *ausdrückliche* Ausformulierung. Schon im hier angeführten Novalis-Fragment ist jedoch thematisch, was als Befund dem Strom pejorisierender Begriffsverwendungen an die Seite gestellt werden muss: Die Beschreibung, etwas sei ›alltäglich‹, impliziert nicht nur eine Abwertung (Hardenberg spricht denn ja auch sehr allgemein von »unserem Alltagsleben«), sondern kann, zumindest gilt das für die Popularphilosophie, bereits gegen Ende des 18. Jahrhunderts als Hinweis auf einen reflexionsfähigen Gegenstandsbereich aufgefasst werden. In seiner *Apodemik oder die Kunst zu reisen* von 1795 hält Franz Ludwig Posselt fest:

18 Vgl. ausführlich Remigius Bunia, Till Dembeck, Georg Stanitzek: Elemente einer Literatur- und Kulturgeschichte des Philisters. Einleitung, in: dies. (Hrsg.): Philister. Problemgeschichte einer Sozialfigur der neueren deutschen Literatur, Berlin 2011, 13–51.

19 Novalis: Vermischte Bemerkungen/Blüthenstaub. 1797/98 (synoptischer Paralleldruck), in: ders.: Werke, Tagebücher und Briefe Friedrich von Hardenbergs, 3 Bde., hrsg. von Hans-Joachim Mähl, Richard Samuel, Darmstadt 1999, Bd. 2, 225–285, hier: 261–263.

> *Er* [gemeint ist der reisende Philosoph] *verachte nicht das Alltägliche und Gemeine*. Das Gemeine ist theils der Regel nach praktisch wichtiger, theils auch gemeiniglich unbekannter und dunkler, als das Ungemeine und Seltene. Es fordert aber einen schärferen Blick und tiefen Sinn, in den Alltagerscheinungen, welche Tausende wahrnehmen, Dinge zu entdecken, welche jene Tausende von Alltagsbeobachtern nicht entdeckt, oder auch nicht darin gesucht hatten.[20]

Ist Posselts Hinweis auf die Vordringlichkeit des Praktischen einerseits als früher Vorläufer einer Dignität von Lebenswelt und Alltagsrationalität zu verstehen, wie sie Phänomenologie, Ordinary Language Philosophy und praxeologieaffine Theorien im 20. Jahrhundert proklamieren werden, so wird andererseits diese Perspektive um 1800 noch durch eine prominente Auffassung blockiert, die das »gemeine Leben« bzw. die »Unmittelbarkeit des substantiellen Lebens« und dessen Beschreibung als der wahren Philosophie entgegengesetzt begreift.[21] Unabhängig aber von zeitgenössischen Querelen zwischen populärer und ›wissenschaftlicher‹ Philosophie lässt sich in begriffsgeschichtlicher Perspektive konstatieren, dass Posselts Formulierung der *zeitlichen* und der *sozialen* eine *epistemische* Dimension an die Seite stellt, die es fortan möglich macht, ›Alltag‹ als jenes Theoriereservoir in den Blick zu nehmen, dessen literaturgeschichtlichen Niederschlag die Beiträge dieses Bandes in Einzelstudien analysieren.

III. Alltag und Gegenwart(sliteraturforschung)

Wenn Franz Ludwig Posselt vom reisenden Philosophen den ›schärferen Blick‹ einfordert, um jener ›Alltagserscheinungen‹ gewahr zu werden, die den meisten Beobachter*innen entgehen, jener ›Dinge‹ also, die in Routinestrukturen latent bleiben, dann bewegt er sich in auffälliger Nähe zur Konstruktionsgrammatik des Phänomens ›Gegenwart‹ um 1800. Teil einer solchen Grammatik nämlich ist, anknüpfend an die historiographischen Diskurse des langen 18. Jahrhunderts, die Konturierung eines Beobachterstandpunktes, von dem aus die nun verzeitlichte Gegenwart überhaupt wahrzunehmen und zu beschreiben wäre. Die

20 [Franz Ludwig Posselt]: Apodemik oder die Kunst zu reisen. Ein systematischer Versuch zum Gebrauch junger Reisenden aus den gebildeten Ständen überhaupt und angehender Gelehrten und Künstler insbesondere, 2 Bde., Leipzig 1795, hier: Bd. 1, 598. Das Buch war anonym erschienen, wird aber einheitlich Posselt zugeschrieben. Zitat auch bei Jehle (Anm. 5), 109.

21 Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Werke in zwanzig Bänden, hrsg. von Eva Moldenhauer, Karl Markus Michel, Frankfurt a.M. 1986 [1969–1971], Bd. 3: Phänomenologie des Geistes [1807], 48. Vgl. auch Jehle (Anm. 5), 109.

»Gegenwart«, die seit den 1790er Jahren, mit Reinhart Koselleck gesprochen, als »zu schnell und zu provisorisch«[22] empfunden wird, bedarf demnach der Reflexionsinstanzen, die »Verfahren ihrer Sichtbarmachung und […] Beobachtbarkeit«[23] etablieren. Johannes F. Lehmann hat als solche Verfahren, neben den zeitgenössischen Debatten um angemessene Formen der Historiographie, den Polizei- und den Geniediskurs des 18. Jahrhunderts benannt. Beide eignen sich, um im Kontrast die epistemische Dimension des Alltagsbegriffs, wie er sich um 1800 formiert, noch schärfer herauszuarbeiten.

Mit Joseph Vogl lässt sich die ›Policey‹, wie sie ab dem Beginn des 18. Jahrhunderts diskursiv geformt wird, als Regierungswissen beschreiben, das sich ganz konkret »auf die Lebensbedingungen des Volkes, auf die Formen des Zusammenlebens insgesamt und auf alle Gebiete des politischen Wesens [erstreckt]«. Solches Wissen »perspektiviert diese Gebiete unter dem Gesichtspunkt der Relationen und des Verkehrs«[24] und widmet sich folglich der »Regulierung einer kontingenten Ereignismasse« und damit »der Regelung von bisher ungeregelten und kaum wahrgenommenen Bereichen der inneren Ordnung«.[25] In den Blick der Obrigkeit gerät dergestalt die »Materialität des Gesellschaftslebens«,[26] dessen Vielgestaltigkeit, Unübersichtlichkeit und Opazität Beobachtungen zweiter Ordnung nötig macht, die um 1800 dann nicht mehr nur in Traktaten der ›Policeywissenschaft‹ zu finden sind, sondern sich zusehends ihren Weg in ästhetische und poetische Programme bahnen. Vogls Befund, dass sich die Polizeiwissenschaft in der explizierten Funktion vor allem als zukunftsorientierte Institution erweist, die das Fortbestehen des Staates absichern soll,[27] hat Lehmann dahingehend ergänzt, dass die Beobachtung und Rekonstruktion einer Vielzahl synchroner Relationen zwischen sozialen Akteur*innen und deren Verhalten zunächst einmal ›Gegenwart‹ konstituiert.[28] Die »gute Policey«, so formuliert es Johann Heinrich Gottlob von Justi im

22 Reinhart Koselleck: Standortbindung und Zeitlichkeit. Ein Beitrag zur historiographischen Erschließung der geschichtlichen Welt, in: ders., Vergangene Zukunft (Anm. 6), 199.

23 Johannes F. Lehmann: Sichtbare/Unsichtbare Gegenwart (Polizei und Genie um 1800). In: ders., Kerstin Stüssel (Hrsg.): Gegenwart denken. Diskurse, Medien, Praktiken, Hannover 2020, 219–240, hier: 221.

24 Joseph Vogl: Staatsbegehren. Zur Epoche der Policey, in: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 74 (2000), 600–626, hier: 606.

25 Ebd., 608.

26 Ebd., 616.

27 Vgl. ebd., 607.

28 Vgl. Lehmann (Anm. 23), 228–231.